

DIE FACKEL

Nr. 245

WIEN, 28. FEBRUAR 1908

IX. JAHR

Der Hanswurst.

U nter dem Zauberstab der liberalen Intelligenz vollziehen sich merkwürdige Metamorphosen. Man kann blind darauf wetten, daß ihre Propheten Hanswurst und ihre Hanswurst Propheten sind. Es gibt ein Vorurteil, gegen dessen Sieghaftigkeit keine empirische Wahrheit aufkommt: daß alle Größe, die von Gnaden des demokratischen Geistes besteht, Humbug ist und daß eine Faser echten Wertes dort zu finden sein muß, wo es dem gebildeten Ungeist unserer Kultur dafür steht, zu höhnen oder zu hassen. Es könnte ja ausnahmsweise der Fall sein, daß ein Liebling der 'Neuen Freien Presse' ein Genie und ein Verstoßener ein Schafskopf ist. Aber seien wir nur ungerecht, stören wir uns die Regelmäßigkeit unserer Abneigungen nicht durch die Betrachtung der Fälle, in denen durch einen heillosen Irrtum eine Wahrheit zur Welt gekommen ist. Unser Vorurteil ist noch immer gerechter als das intellektuelle Urteil. Wenn auf dem Leichenfeld der liberalen Meinung Auferstehung gefeiert würde, eine Legion gesunder Kerle würde uns die Verluste ermessen lehren, die die Siege des Fortschritts bedeuten. Ich könnte nicht sagen, daß die christlich—soziale Politik, die den Stolz auf die Defekte des österreichischen Wesens zum Parteiprogramm macht, meinem Herzen nahesteht. Aber als Reaktion auf einen Liberalismus, der den Stolz auf die Defekte des Menschentums vertritt, ist sie beinahe ein Kulturfaktor. Am stärksten dort, wo sie dem Schwindelgeist, der es auf die Taschen so gut wie auf die Gehirne abgesehen hat, einen der gefährlichsten Vorwände entwinden hilft: die »Bildung«. Die Tendenz zur Wiederherstellung des Chaos ist gegenüber einer korrupten Ordnung der geistigen und wirtschaftlichen Dinge ein Zeichen kultureller Besinnung. Der unverhüllte Barbarismus bricht in die elektrisch beleuchtete, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Barbarei ein. Er wird die Maschinen nicht zum Stillstand bringen, aber er wird den Betrieb einer Intelligenz wohl-tätig stören, die auf dem besten Wege ist, den Geist auszuhungern. Sie mag nun die ungünstige Meinung, die sie von mir und meinem Wirken hat, getrost zu einem Bannfluch steigern, wenn ich ihr zum Beispiel sage, daß ich Herrn Bielohlawek für einen ehrlicheren Diener des kulturellen Fortschritts halte, als Herrn Benedikt. Ich kenne den Mann nicht; und daß das sozialdemokratische Blatt den ganzen Hochmut eines nationalökonomisch geschulten Handlungsgehilfentums an jedem Tag der letzten zehn Jahre gegen ihn auffahren läßt, könnte mir ihn noch nicht sympathisch machen, weil die Qualität einer agitatorischen Kraft, die der Haß der feindlichen Partei bescheinigt, nicht mein Interesse hat. Wenn ihm der Schalk der 'Arbeiter—Zeitung' rednerischen Unsinn, den er nie gesprochen hat, immer wieder in den Mund legt und einer tatsächlichen Berichtigung mit der Ausrede der satirischen Absicht begegnet, so beweist der Getroffene schon durch die Abwehr, daß er dem Fassungsvermögen der Volkskreise näher steht als eine Redaktion, die es mit iro-

nischen Glossen regaliert. Volkstümlichkeit ist ein Wert, der den Rang in der Partei bestimmen mag; mir ist es gleichgültig, ob Herr Bielohlawek ein Mundwerk hat, um das ihn Herr Schuhmeier beneidet oder umgekehrt. Mir erscheint der Mann erst betrachtenswert, wenn seine Position nicht vom sozialdemokratischen Haß, sondern vom liberalen Hohn — der natürlich auch in jenem durchschlägt — angebohrt wird. Er hat einmal den Ausspruch gewagt, daß er die Bücherweisheit »schon gefressen« habe, zu deutsch: nicht fressen wolle. Ein guter Ausspruch. Selbst wenn er sich nicht ausdrücklich gegen die Kompilatoren und Abschreiber nationalökonomischer Gelehrtheit gerichtet hätte. Ein Wort, das erlösend wirkt wie jede kulturelle Selbstverständlichkeit, die man heute unterdrücken muß. Wo einem zwischen Bern und Budapest die Visage des Herrn Professors Ludwig Stein aufsteigt, muß man für solche Erkenntnisse dankbar sein. Sie können von den Höhen der Kultur oder aus den Tiefen der Nichtkultur kommen: sie sind wertvoll, weil sie einem über die öde Mittellage der Unkultur hinweghelfen. Auf die geistige Bedeutung des Redners muß man aus ihnen nicht schließen, wohl aber auf seinen Mut. Die Pächter der Bildung schreien in jedem Fall auf, knüppeln den Zeitgenossen mit ihrem ganzen Vorrat an Schlagworten nieder, und sie würden es auch tun, wenn er sich am Ende den Scherz machte, ihnen zu verraten, daß im stenographischen Protokoll als die Quelle solcher Erkenntnis Schopenhauer oder Lichtenberg zitiert ist. Wenn die Bildung in Gefahr ist, stellt jeder Trottel seinen Mann. Und darum ist es Herrn Bielohlawek bestimmt, seit Jahren die Rubriken des liberalen Zeitungsspottes zu füllen. Würden sich unsere Schwachköpfe damit begnügen, die Reden des Mannes wortgetreu zu zitieren, so käme wohl manches vernünftige Wort in die liberale Presse. Da durfte man zum Beispiel in einem erst um sechs Uhr, also wenn's schon finster wird, erscheinenden Blatte die folgenden Sätze lesen: »Man kann es ruhig aussprechen, daß die wirkliche Freiheit zu keiner Zeit so mit Füßen getreten wurde, als dies seit der Zeit der Einführung der freiheitlichen Verfassung der Fall ist. Der Volksbetrug ist viel ärger als zu den sogenannten reaktionären Zeiten, aber er wird in schmackhafterer Form serviert«. »Unter Freiheit versteht man heute jegliche Rechtsbeugung und Niedertrampelpung aller Autorität.« »Der Liberalismus war der Volksbetrug von oben, die Sozialdemokratie ist der Volksbetrug von unten.« Von diesen und anderen Sätzen behauptet das Blatt, das sie unter der Spitzmarke »Authentisches von Bielohlawek« zitiert, sie seien »durch ihren unfreiwilligen Humor überwältigend«, und es bezeichnet die vernünftigsten Stellen noch extra durch höhnischen Sperrdruck. Der Redner habe sich beklagt, daß man seine Worte entstellt wiedergebe. Nun zitiere man sie nach einem authentischen Bericht. Man hofft, daß er sich von dieser Blamage nicht mehr erholen werde. Aber der Leser sieht erstaunt eine triumphierende Miene, die über die eigene Blamage zu jubeln scheint. Noch nie sind um sechs Uhr Abend so gute Ansichten in Wien verbreitet worden. Auch nicht so gut geformte. Die ganze intellektuelle Opferfähigkeit des Intellektualismus prägt sich in solcher Ahnungslosigkeit einer Selbstpersiflage aus. Dieser Bielohlawek könnte viel gescheiter sein als er ist: er hat nicht die Gabe, den liberalen Gegnern ihre Dummheit zum Bewußtsein zu bringen. Er ist nun einmal der Hanswurst des Liberalismus. Er könnte also ganz gut auch ein Prophet sein. Ich weiß es nicht. Aber warum ihn gerade seine Vergangenheit als »Greißler« dazu verdorben haben soll, und daß er als gewesener Kommissar eher Aussicht hätte, ernst genommen zu werden, sehe ich auch nicht ein.

Karl Kraus.



Der von Köpenick und der im Grunewald.

Wilhelm Voigt, der »Hauptmann von Köpenick«, ist im Gefängnis an einem unheilbaren Brustleiden erkrankt, sein Begnadigungsgesuch, das die Gefängnisverwaltung befürwortet hat, ist vom deutschen Kaiser abgewiesen worden. Das ist grauenhaft. Aber grauenhafter ist, daß Deutschlands literarische Geister bereits alle Gefühlswärme für »den im Grunewald« verbraucht haben und von keiner Berliner Revue zur Empörung eingeladen werden können. Ich halte das Schicksal des prächtigen Alten, der aus Notwehr zum satirischen Genie wurde, des Mannes, den die Gesellschaftsordnung so zermürbt hat, daß er sie nur mehr zum Narren halten konnte, für bejammernswerter als das eines Vaterlandsretters, der den Bürgermeister von Köpenick höchstens durch den Vorwurf der Normwidrigkeit eingeschüchtert hätte. Und ich halte ihn für einen ungleich begabteren, liebenswerteren, freieren Geist als den im Grunewald, wenn ich auch gerne zugebe, daß der Inhalt einer Gemeindegasse bei weitem nicht so wertvoll ist wie der Inhalt eines Zettelkastens. Unsere Zivilisation hat alle Garantien dafür geschaffen, daß einem Götz von Berlichingen heute nichts anderes übrig bleibt als den Ratsherren von Köpenick das Geld abzunehmen. Dagegen hat sie einem etwa wiedererstandenen Hutten alle Freiheit gelassen, etwas gewagt oder nicht gewagt zu haben, je nachdem sich die Chancen eines Gerichtsverfahrens stellen. Der Fall des ersten bleibt die Sensation eines Tages, und wenn Götz sterbend die Worte spricht: »Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Tore. Es kommen die Zeiten des Betrugs«, so spielt er am Ende auf den Fall des zweiten an, der die Gemüter Deutschlands nachhaltiger erregt. Der im Grunewald war eine bessere Stütze der Gesellschaftsordnung als der von Köpenick, und darum haben sich endlich auch die Anarchisten unter den deutschen Schriftstellern entschlossen, für ihn einzutreten. Ihm wird man es zu verdanken haben, daß der § 175, der beinahe abgeschafft worden wäre, verschärft werden wird, und darum begeistern sich auch die sexuellen Libertiner für ihn. In jenem 'Morgen', vor dem es der deutschen Kultur graut, ist ihm einer von diesen und jenen gegen mich beigesprungen. »Auf die Gefahr hin, seine Mitarbeiterschaft an der 'Fackel' zu verlieren«, müsse er, meint er beherzt, jetzt gegen mich Front machen. Ich glaube, daß hier ein Riß durch die Kausalität geht. Das Frontmachen scheint mir nicht so sehr Grund als Folge zu sein, wenn man nämlich »Mitarbeiterschaft« nicht als ein regelmäßiges Wiederempfangen von Manuskripten, die sich beim besten Willen nicht redigieren lassen, auffaßt. Daß sich in diesem Verhältnis eines Mitarbeiters zur 'Fackel' nichts ändern wird, wenn er mir nur weiter Manuskripte sendet, darüber kann ich ihn beruhigen. Bedenkt man aber, daß diese unter voller Wahrung der stilistischen Individualität des Autors schon jetzt in der 'Zukunft' ein warmes Eckchen finden, so wird das Frontmachen vollends erklärlich. Daß man dabei so lange an mich anerkennende Briefe schreiben kann, bis die letzte enttäuschte Hoffnung einen zur öffentlichen Berichtigung seines Urteils zwingt, versteht sich von selbst. An eine ernsthafte polemische Absicht gegen mich kann ich nicht glauben. Ich

bin so größenwahnsinnig, zu meinen, daß das Größenwahn wäre. Denn man traut mir im Grunde doch die Fähigkeit zu, einem so übers Maul zu fahren, daß der Beißapparat unbrauchbar wird. Ich würde dies auch, wenn sich die Berliner Boheme einfallen lassen sollte, zudringlicher zu werden und sich mit ihren heiligsten Grundsätzen für den im Grunewald aufzuopfern, in einer noch nie erlebten Weise besorgen. Es wäre schade um die Berliner Boheme. Ich würde zum Zeichen der Trauer um sie meine Haare wachsen lassen und schwarze Fingernägel tragen. Daß ich »als anständiger Publizist« gerichtet bin, weil ich die schwere Erkrankung des Mannes bezweifelt habe, der die schwerere Erkrankung des Fürsten Eulenburg bezweifelt hat, das zu glauben ist nicht einmal die Redaktion des 'Morgen' dumm genug. Aber ich habe den Mann auch »denunziert«, der das Privatleben ganzer Grüppchen der zivilen und militärischen Gerichtsbarkeit denunziert hat. Ich habe ihn in dem Augenblick angegriffen, »wo er von der Staatsgewalt in seiner publizistischen Tätigkeit gefährdet wird.« Ich hab's gewagt; aber mich entschuldigt wirklich der gute Glaube, daß die Staatsgewalt dazu da sei, einen in einer publizistischen Tätigkeit zu gefährden, die den Nachweis der sexuellen Unzulänglichkeit der Flügeladjutanten bezweckt. Hoffentlich ist der Vorwurf des Denunziantentums der schlimmste, der von den Verehrern des im Grunewald gegen mich erhoben wird. Ich soll durch meine Erledigungsschrift »das Material der Verteidigung beschmutzt und zu entwerten gesucht, das Material der Staatsanwaltschaft gesichtet und vermehrt« haben. Habe ich's getan, so bin ich stolz darauf, und würde vor Gericht nicht sagen, daß ich's eigentlich nicht getan habe. Denn selbst wenn die Beschmutzung des bayrisch wirkenden Bernstein nicht eine Reinigung des Grafen Moltke bedeutet hätte, so gehöre ich gottseidank nicht zu den liberalen Kretins, die eine gute Sache, die der Staatsanwalt führt, für verpestet halten müssen. Und in jedem Zug steht mir die Art, wie dieser Staatsanwalt seine Sache geführt hat, auf einem höheren geistigen und moralischen Niveau als die Art jener Verteidigung. Dabei brauche ich gar nicht erst auf die Schwachköpfigkeit eines Vorwurfs hinzuweisen, durch den mir eigentlich imputiert wird, ich sei der Berliner Staatsanwaltschaft in einem Zeitpunkt beigesprungen, als von ihrem Eintreten in die Sache Moltke noch gar nicht die Rede war. Meine Schrift war vor dem Urteilsspruch des Schöffengerichts geschrieben, und ist zwei Tage danach erschienen. Ich glaube nicht, daß je einer ehrlicheren Erregung spontaner Ausdruck gegeben wurde. Sein künstlerischer Wert wurde in einem Privatbrief an mich gewürdigt. Daß sein ethischer Wert in einem Artikel herabgesetzt wird und daß meine »kulturelle Sonderstellung unter den Publizisten« mich nach einem Monat schon zu nichts anderem als zur »Entrüstung über die Korruption der Wiener Tagespresse« befähigt, weckt mir trübe Gedanken über den ethischen und kulturellen Wert einer deutschen Boheme, die ihr bißchen Hirnschmalz an die Verteidigung eines sexuellen Normenwächters wendet. Aber solche Verwandlungen des Charakters stehen im Zeichen der Konjunktur und können gewissermaßen zukunftsverheißend sein ... Ich freilich erkenne auch öffentlich an, was ich mir — allzulang — privatim gefallen ließ: die Fähigkeit, Schüttelreime zu machen. Nur glaube ich, daß auch sie auf die Dauer das Urteil trübt und bedenklichen Schwankungen aussetzt. Denn der Schüttelreim ist bekanntlich der Rüttelschleim des Gehirnes.

Karl Kraus.

* * *

Der Kollegentag ¹.

Zu den Greueln des gesellschaftlichen Lebens gehört die Institution der sogenannten Kollegentage. Erwachsene Männer, die einander mindestens fünfundzwanzig Jahre nicht gesehen haben und von denen viele aus Schuljungen schon ganz große Esel geworden sind, finden sich auf ein gegebenes Zeichen in einem Hotelsaal zusammen, um die Erinnerung an die Zeit zu feiern, da sie einander noch einsagten, bei Kompositionen halfen oder bei Arbeiten gewährten, die mehr dem Schüler als dem Lehrer zur Befriedigung gereichten. Ich kann mir eine trostlosere Form von Kindheitserinnerungen nicht denken. Freilich ist es jene, die der Phantasiearmut unentbehrlich ist. Denn die Phantasiearmut ist erst dann beruhigt, wenn ihr der Primus der Klasse mit einem Vollbart vorgeführt wird. Nein, wie der sich verändert hat! Den hab' ich doch noch gekannt, wie er (Geste!) so klein war, und jetzt ist er schon Rechnungsrat ... Es ist zugleich die peinlichste Form von Kindheitserinnerungen. Denn manch ein Rechnungsrat steht beschämt neben einem Sektionschef, und mißt den Zeitraum, den beide zurückgelegt haben, mit der Elle einer Karriere, die er nicht gemacht hat. Und das Bewußtsein, gemeinsam die Schulbank gedrückt zu haben, kann wieder jene nicht beseeligen, die bloß die Erinnerung bewahren, daß die Schulbank sie gedrückt hat. Wozu sollen sie die so undsovielte Wiederkehr des Tages der Matura feiern, deren Andenken sie seit damals ohnedies in jeder Nacht verfolgt? Der Satz »Maturam expellas furca, tamen usque recurret ²«, hat sich leider infolge eines Druckfehlers in anderer Lesart erhalten. Wie immer dem sei, es ist eine Vorstellung, die selbst wieder ein Alpdrücken erzeugen könnte. daß Männer mit Glatzen beisammensitzen und sich gemeinsam an die Zeit erinnern, da sie noch nichts waren, aber noch etwas werden konnten. Jetzt sind sie etwas geworden, aber sie sind noch immer nichts. Immerhin hatten sie fünfundzwanzig Jahre Zeit, um sich Brillen, Bärte und Bäuche anzuschaffen. Die Veränderung für ein Maskenfest wirkt nicht spaßhafter, sie ist nur rascher durchgeführt. Auch hier ist der Geist jung geblieben, Rechnungsräte erscheinen als Wickelkinder, und was der Fasching entschuldigt, hebt der Zeitungsbericht rühmend hervor.

Der letzte Kollegentag, der gefeiert wurde, hat aber schon deshalb auch jene Kreise des Publikums, die nicht aus dem Akademischen Gymnasium hervorgegangen sind, interessiert, weil unter seinen Teilnehmern zwei ausgewachsene Minister waren. Da sich nämlich im neuesten österreichischen Kabinett auch ein Mann befindet, von dem es eine Zeitlang nicht ganz sicher war, ob er die Gesetze mit seinem Namen oder mit drei Kreuzeln unterschreiben werde, mußte die Beteiligung zweier Minister an einem Kollegentag als bedeutsame politische Demonstration erscheinen. Zwei haben also das Gymnasium absolviert. Daß seit damals Jahre vergangen sind, beweisen die Kollegentage, die sie arrangieren, viel besser, als die Gesetze, die sie machen. Es sind vielleicht sogar Vorzugsschüler, von denen wir regiert werden, und die Zeit, da sie es zum erstenmal waren, ist weder ihnen noch uns entschwunden. Die Lebenserfahrung, die man bis zum Austritt aus dem Gymnasium erwirbt, prägt sich deutlich in jenem Geiste aus, der unsere öffentlichen Angelegenheiten verwaltet, so wie sich der Geist, der unsere gymnasiale Erziehung leitet, in der Mahnung auszudrücken scheint: Wenn Sie ins Leben hinaustreten, werden Sie Kollegentage feiern! ... Wen sollte es wundern, daß der Justizminister

1 Aus dem 'Simplizissimus'. [KK]

2 "Naturam expellas ..." — "Die Natur weicht der Hacke, aber sie kehrt zurück."

dabei war? Was könnte er anderes tun in einem Staate, dessen Strafgesetzgebung die Zweiteilung des Menschengeschlechts noch nicht zur Kenntnis genommen hat, dessen Richter nicht Urteile, sondern Sittennoten ausstellen und etwa die Mutterschaft einer Dreizehnjährigen, die in den Lesebüchern nicht vorgesehen ist, als eine qualifizierte Verletzung des Schamgefühls auffassen? Es ist statistisch nachgewiesen, daß in Österreich auf hundert Polizeikommissare höchstens drei Lebemänner kommen, und auch diese wissen von der Liebe nichts weiter, als daß es einmal, einen Salon Riehl¹ gegeben hat.

Überblickt man freilich die Karrieren, die in so einen Kollegentag zusammenlaufen, so fühlt man, daß es außer der Liebe noch eine andere Naturkraft gibt, die das Getriebe erhält, nämlich das Avancement. Daß die schöne Frau eines Hofrats auf Bällen bei weitem nicht so heiß umworben ist wie die häßliche Frau eines Sektionschefs, ist einer der tiefsten philosophischen Erfahrungssätze, die den Zusammenhang von Geschlecht und Charakter überzeugender enthüllen als ein ganzes Buch der Erkenntnis. Die häßliche Frau des Vorgesetzten gehört zu jenen beliebten erotischen Hemmungen, die der Karriere eines Staatsbeamten förderlich sind. Das Vorwärtskommen vollzieht sich allerdings noch schneller, wenn es einem in unmittelbarem Verkehr mit dem Minister gelingt, rückwärts zu kommen. Wie immer nun die Sitzordnung im Gymnasium war, die Rangordnung im Ministerium kann durch jene Intimität, die an Kollegentagen zu sentimentalem Ausdruck gelangt, nicht unwesentlich beeinflusst werden. Nun wäre wohl nichts dagegen einzuwenden, daß das Verdienst eines Beamten, der schon seit der Schulzeit seinem Minister die schriftlichen Aufgaben macht, endlich in der Protektion seine sichtbare Anerkennung finde. Aber Kindheitserinnerungen sind ein trüglicher Maßstab für die Beurteilung einer Fähigkeit, und man kann es den Völkern, die ja das Schulgeld bezahlen, nicht verdenken, daß sie von Lehrern geführt sein wollen und nicht von Männern, die man sich ein— für allemal in kurzen Hosen vorstellt, weil sie Wert darauf legen, ihre Erinnerung an das Akademische Gymnasium coram publico zu feiern. Sie mögen noch so hoch aufgestiegen sein, man wird immer nur sagen, daß sie nicht durchgefallen sind. Bismarck hat es peinlich vermieden, einen Kollegentag zu veranstalten, und darum werden ihm noch die Gymnasiasten der kommenden Jahrhunderte die Gründung des Deutschen Reiches glauben. Dagegen hat der österreichische Ministerpräsident — wir hörten es aus dem Munde eines Sektionschefs vom Akademischen Gymnasium — »während der harten Ausgleichsmühen die Anregung zur Einberufung des Kollegentages gegeben«. Wenn es einem Gymnasiasten gelänge, unter der Bank das Problem des österreichisch—ungarischen Ausgleichs zu lösen, er würde nachsichtslos mit dem consilium abeundi bedacht werden. An einen Ministerpräsidenten, der in den Tagen des Ausgleichs die Anregung zu einem Kollegentag gibt, ergeht nicht einmal die Weisung, sich sofort in die letzte Ministerbank zu setzen. Immerhin sieht man, wie dringend notwendig die Mittelschulreform ist. Denn der Ministerpräsident brachte einen Trinkspruch aus, der allgemeinen Beifall gefunden hat, wiewohl er vor fünfunddreißig Jahren vermutlich nur die Note »kaum genügend« gefunden hätte. Redner, der früher nicht bloß im Gymnasium, sondern auch im Ackerbauministerium war, glaubte sich deshalb mit Cincinnatus vergleichen zu müssen, der den Acker bebaute und das Vieh züchtete, ehe er zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen wurde. Ein beliebtes Aufsatzthema. Nur stimmt der Vergleich nicht ganz. Denn Herr Baron Beck hat zwar nicht den Acker bebaut, bevor er die Regierung übernahm, aber Cincinnatus hat, als er zur Leitung der Staats-

1 s. Heft 211 "Der Fall Riehl"

geschäfte berufen wurde, aufgehört, das Vieh zu züchten. Da jedoch ein richtiger Schulaufsatz es bei nur einem Vergleich nicht bewenden läßt, fuhr der Ministerpräsident fort: »Wie ein Bienenschwarm sein Haus wechselt, so sind Sie alle nach der Matura ins Leben geeilt, der eine seinen Neigungen, der andere seinem Geschick, ja oft dem Zufall folgend. So wie der Bienenschwarm an einem einigenden Punkte hängt, an der Königin, dem Weisel, so haben Sie einen einigenden Gedanken gefunden in dem königlichen Gefühle der Zusammengehörigkeit, in der Erinnerung an die gemeinsame Jugend usw.« Schon hatte man zu verstehen geglaubt, daß der Weisel niemand anderer als der Ministerpräsident sein könne, aber wir erfuhren, daß der nur ein Kollege unter den vielen ist, die das königliche Gefühl der Zusammengehörigkeit verbindet. Freilich hätte man auch gedacht, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit das Gefühl der Untertanen sei, nicht das der Könige, das Gefühl der Subalternen und nicht das der Minister.

Es war ein schönes Fest der Erinnerung. Gespräche von einer geistigen Höhe wurden geführt, auf der alle Regierungssorgen vergessen sind und nur mehr die Schwierigkeiten einer Übersetzung aus dem Tacitus wieder fühlbar werden, nebst dem erlösenden Bewußtsein, daß es in der Pause Würstel gibt. Wenn das der selige Ordinarius erlebt hätte! Alles war wie damals. Und als der Ministerpräsident sprach, war auch jener den Hörern nah. Man glaubte ordentlich die tiefe Stimme zu hören, die einen so unangenehm überraschen konnte, wenn sie mitten in die Gemütlichkeit hineinrief: Beck, nicht schwätzen!

Karl Kraus.

* * *

Theateraffären.

Die Wiener Theaterredakteure haben die Gewohnheit, sich über den Schauspielerkultus, den sie täglich zweimal bedienen, hinterdrein lustig zu machen. Sie sind Pfaffen, die dem Volke seine Frömmigkeit vorwerfen. Ein Tenorist hat seinen Direktor geprügelt. Daß darüber spaltenlange Berichte erscheinen, ist bei weitem nicht so schlimm wie die nachträgliche spaltenlange Entrüstung über das Interesse, das die Bevölkerung an solchen Affären nimmt. Eine Opersängerin soll entlassen werden. Das bloße Gerücht, daß sie die Tochter eines Rabbiners sei, hat genügt, die liberale Presse zum Kampf gegen den neuen Direktor aufzuwiegeln, und sie nahm sich nicht einmal die Mühe, das Gerücht auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen. Hätte man uns nicht für die Stadien der Affäre Bland interessiert, unsere Diskussion stände noch heute im Zeichen des Falles Meister. Aber auch jetzt werden wir wieder mit der kalten Ironie derselben Theaterpresse übergossen, die uns eben noch so schön eingeheizt hat. Die Wiener Öffentlichkeit weiß wirklich nicht mehr, wofür sie sich eigentlich erwärmen soll. Wie ein Tenorist seinen Direktor geprügelt hat, wird uns zwei Wochen lang in zwei Rubriken beschrieben. Wie eine Sängerin von ihrem Direktor gezwungen wurde, ihre Demission zu geben, wird uns mit Gebärden vorgetragen, die einen Musikreporter als Geschäftsträger einer auswärtigen Macht und einen Reklameadvokaten als Ankläger beim jüngsten Gericht beglaubigen könnten. Und kaum haben wir daran geglaubt, kommen die Ironiker über uns und lachen unserer Einfalt. Sie haben unsern Horizont mit Brettern vernagelt, und sagen, er sei eng. Das moderne Wien, höhnen sie, erleide »Rückfälle in den beschränktesten Vormärz«. Das ist nur zu wahr. Aber während damals bloß der Bäuerle den Ton angab, kom-

mandiert jetzt der Bauer, und während damals bloß im kleinen Kaffeehaus der Theatertratsch serviert wurde, züchtet ihn jetzt die große Presse. Im Vormärz war der Theatertratsch eine Ableitung verbotener Interessen und ein erfreulicher Auswuchs der vom politischen Druck aufgetriebenen Kunstliebe. In den Zeiten des allgemeinen Wahlrechts ist er der kümmerliche Bodensatz der von der politischen Freiheit ausgelaugten Kultur. Als noch die Öllämpchen brannten, wars keine Schande, sich für die Affären einer Diva zu interessieren. Aber im Angesicht der Elektrizität ist die Erörterung des Falles Meister ein Denkmal unserer geistigen Entwicklung, und in den Tagen, da uns die Rotationsmaschinen über die Gehirne fahren, wird sie zum Maßstab dessen, was uns noch übrig geblieben ist. Daß einer Tagespresse, die uns der Rückständigkeit anklagt, die Legitimation fehlt, ist so schlimm nicht, wie die Ungerechtigkeit der Anklage, die sich als eine Verleumdung der Rückständigkeit qualifiziert. Unser Geistesleben mit dem des Vormärz zu vergleichen, ist eine so beispiellose Gemeinheit gegen den Vormärz, daß nur die ethische Verwahrlosung, die vierhundert Vorstellungen der »Lustigen Witwe« bewirkt haben, solchen Anwurf entschuldigen kann. Den modernen Kulissenaffären gegenüber glaube man sich, wagt einer jener Ironiker zu versichern, »in die Zeiten des Café Stierböck versetzt, wo Nestroy und seine Komiker, die lange Pfeife schmauchend, die größte Sensation machten, wenn sie direkt aus dem Carltheater mit der noch warmen Kunde vom neuesten Zerwürfnis der Demoiselle X. mit ihrem bisherigen Verehrer aufwarteten«. Ja, schämen wir uns! In den Zeiten, da uns ein Buchbinder die Vorstadtpossen schreibt, benehmen wir uns noch so, wie anno Nestroy! Ich weiß zwar nicht, ob dieser geistvollste Schriftsteller, den Deutschland im neunzehnten Jahrhundert gehabt hat, ob der Mann, dem Ludwig Speidel Swiftschen Humor nachsagt und den Theodor Meynert einen »Fetzen von Shakespeare« nennt, nicht auch an den Gesprächen über die Angelegenheiten der Demoiselle X. jenen Anteil genommen hat, der ihn eher in die Reihe unserer Ironiker des Theaterlebens als in die unserer Geschichtenträger stellt. Aber ich weiß, daß unser Fortschritt sich nicht besser empfehlen kann, als dadurch, daß er uns vor einem Rückfall in die Lebensanschauung eines Nestroy warnt. Und ich weiß, daß die Hausknechte seines Zeitalters mehr Kultur hatten als heute die Hofräte, und mehr Weisheit als heute die Philosophen. Unser Horizont hat sich wirklich nicht erweitert, unser Echauffement in Theateraffären ist das gleiche geblieben. Höchstens, daß dazumal ein Tenorist, der sich pöbelhaft benahm, ausgepiffen wurde, und daß er heute um desselben Verdienstes willen bejubelt wird. Wien bleibt eine Theaterstadt.

Karl Kraus.



Das Erdbeben.

Es ist nicht mehr zu überbieten. Und doch war dieses Erdbeben nur das dumpfe Rollen einer Ahnung von dem, was kommen wird. In diesem Jahr wird sich die Erde auftun und gegen die vermessene Behauptung, daß der Wiener nicht untergeht, demonstrieren. Es ist gar nicht anders möglich. Die Dumm-

heit ist ein Elementarereignis, mit dem es kein Erdbeben aufnehmen kann. Ihre inneren Wirkungen müssen sich einmal zu einer Katastrophe zusammenballen, die das Antlitz dieser Erde entstellt. Nie zuvor kann es eine Kulturperiode gegeben haben, in der die Menschen, durch Rasse und Religion getrennt, sich mit solcher Begeisterung zu dem einigenden Prinzip der Dummheit bekannt hätten. Vielleicht ist der Menschheit noch bis zur Betriebseröffnung des Luftschiffs eine Frist gegeben und erst die geistige Verkehrsstörung, die dann rapid fühlbar werden wird, zur Einleitung des Debakels bestimmt. Ich hege aber die tiefe Überzeugung, daß sich noch in diesem Jubeljahr, wenn etwa der Festzug über die Ringstraße gehen wird, große Dinge begeben werden.

Schon vom Faschingsabend des Männergesangvereins hatte ich mir alles Mögliche versprochen, und ich finde einigen Trost bei dem Gedanken, daß wenigstens ein schwaches Erdbeben die Antwort auf die Enthüllungen war, die dieses Fest unseren entsetzten Blicken geboten hat. Denn die Saaldekoration zeigte die New—Yorker Freiheitsstatue, wie sie die ankommenden Wiener mit dem Ausruf »O du mein Österreich!« begrüßt, und den Chormeister Kremser, wie er sich »der Zudringlichkeiten eines Indianermädchens mit den Worten erwehrt: 'Da bleib i nôt, da geh i ham!« Einer trug, so meldet der Bericht, »eine geschmackvolle Standarte, darstellend ein gelungenes Geldstück mit der Inschrift: 'Der Krach, der is zwida, Stiribus, Omnibus, Krida'.« »Unter den ohrenbetäubenden Klängen des Sternenbannermarsches zog die fidele Gruppe der 'Stieren Sternenbanerstierer' vorüber.« Es waren, so sagt man, amerikanische Lächerlichkeiten im Lichte des Wiener Humors«. Ich las es und dachte: Schreckliches wird geschehen. Wir liegen an den letzten Ausläufern der Alpen, und diese werden sich einer alten vulkanischen Verpflichtung erinnern, genauso wie die Polizei, wenn sie sich nicht anders helfen kann, ein altes Prügelpatent hervorholt. Ein Knistern war schon hörbar. Ich hatte beobachtet, wie auf einem Eislauffest ein Ehepaar als Gemüse verkleidet erschien, und zwar die Frau »als gebe Ruab'n« und der Gatte »als schwarzer Radi«. Dann hörte ich, daß auf einem Künstlerfest »eine recht heitere kleine Gruppe« die Familie eines Industriellen bildete: der Vater »als Blinddarmschneider«, die Mutter »als Modebazillus« und die Tochter »als noch wachsende Kohlennot«. Ich sah ein Bild rührenden Familienlebens, doppelt ergreifend angesichts der nahen Katastrophe. Und über solche und andere Betrachtungen äußerten sich liberale und antisemische Blätter mit der gleichen Zufriedenheit, die Ausdehnung der Berichte schwankte an jedem Tag zwischen zehn und fünfzehn Spalten, und es war volle Einigkeit darüber, daß Wien Wien bleibt, nur daß nach der Darstellung der einen die Faschingsfröhlichkeit unter der Führung des Herrn Dr. Koritschoner ihren Einzug nimmt und der Altwiener Humor mit G'spiel und Musi von den Familien Reitzes, Verständig und Kulka besorgt wird, während die anderen beharrlich daran festhalten, daß dem Magistratsbeamten Weiser und dem Ehepaar Longo das Verdienst zukomme. Da, auf einmal, fand irgendwo eine »das Wiener Loben so schön charakterisierende Strophe begeisterten Widerhall in den Herzen der vielen Tausende von Zuhörern.« Sie begann:

Wiener Mode, Wiener Schick,
Wiener Pülcher, Burgmusik,
Wiener Würsteln, Wiener Madeln,
G'stellt vom Kopf bis zu die Wadeln

— — — — —

»Ist dies das verheißene Ende? Sind's Bilder jenes Grauens?« Bezeichnet dies Durcheinander von Pülchern, Würsteln und Madeln, wie Wiens beste

Schätze zu liegen kommen werden, wenn das Unabwendbare eintreten wird? ... Ich sah nach der Magnetnadel. Und richtig, sie zeigte eine merkliche Abweichung der Gehirne. Kaum war der Bericht im 'Deutschen Volksblatt' erschienen, gab's ein Erdbeben. Nun, dachte ich mir, aber jetzt wird für ein Weilchen Ruhe sein. Wir sind gemahnt worden. Die Gehirne wurden durcheinander gerüttelt, der Wiener wird sehen, daß doch kein Verlaß auf die Geduld des Erdbodens ist, er wird Bescheidenheit lernen und sich darauf einrichten, so unterzugehen, daß kein Aufsehen entsteht. ... Gar keine Spur! Jetzt gehts erst recht los. Die Dummheit stürzt auf die Straße, rafft an »Beobachtungen« zusammen, wessen sie habhaft werden kann, und läuft in die Redaktionen, um zu melden, daß sie einen Ruck verspürt hat. Daß sie auch dabei war! Pforten stürzen, Fenster klirren, Kinder jammern, Mütter irren, und die Väter schreiben Briefe an die 'Neue Freie Presse'. Weiber, die ruhig auf dem Sofa liegen geblieben sind, treiben ihre Männer an, den Zeitungen zu berichten, wie es sich zugetragen hat, als das Erdbeben kam. Da wird kein Stoß verspürt, keine Flüssigkeit wird verschüttet, ohne daß die Richtung, in der es geschah, am andern Morgen in der Zeitung bekanntgegeben würde. Daß ein Erdbeben stattfand, geht für die intelligente Presse aus dem Gutachten des Professors Sueß beinahe ebenso klar hervor wie aus der Versicherung eines Piccolo, er habe »nicht g'stößen«, die ein Kaffeehausgast, dessen Tisch schwankte, eiligst rapportiert. Ein Herr aus der Porzellangasse, die wegen ihrer Gebrechlichkeit den Redaktionen besonders beachtenswert erscheint, behauptet in allen Blättern täglich zweimal die ganze Woche hindurch, er wohne in einem Hause, das »auch in normalen Zeiten« — aha! — »nicht zu den solidest gebauten gehört«. Ein Herr gibt zu, er sei sogleich ans Telephon geeilt und habe die Nummer der geschätzten Redaktion verlangt, worauf das Telephonfräulein — aha! — meinte: »Sie wünschen die 'Presse' zu sprechen? Es sind leider wegen des Erdbebens alle Nummern besetzt.« »Ich wußte genug«, schließt der Einsender die höchst charakteristische Zuschrift. Alle Nummern besetzt, alle Spalten gefüllt. Tagaus, tagein, heute, morgen, ewig. Bis das Weltgebäude wirklich zusammenkracht und auch eine schriftliche Verständigung mit der Redaktion der 'Neuen Freien Presse' nicht mehr möglich ist. Wessen Brief infolge redaktionellen Weltenraum mangels nicht untergebracht werden konnte, muß sich damit begnügen, seinen schlichten Namen in einer eigenen Liste der Erdbebenbeobachter gedruckt zu sehen. Immerhin, man war bisher bloß Nichtraucher. Und der Meldzettel ist auch schon abgeschafft, die Telephongebühren sind ermäßigt und die Blätter erloschen. Ein Zeitungsherausgeber stirbt auch nicht alle Tage. Die 'Neue Freie Presse' sorgt für Ersatz. Sie läßt die Zurückgebliebenen nicht im Stich. Und es ist wieder ganz so wie vor einem Monat; als ob es sich um nichts geringeres als um die Elegie auf den Tod eines Redakteurs handelte, wird jeder Karfunkelstein, der uns seine Teilnahme am Erdbeben tief erschüttert bekundete, am andern Morgen genannt. Der Schwachsinn, der früher nie daran gedacht hätte, aus seinem Privatleben hervorzutreten, hat eine Gelegenheit für die Unsterblichkeit entdeckt, die Banalität wird aus ihrem Versteck gelockt, das Durchschnittsmenschentum im Triumph eingeholt. Eine verzehrende Gier hat sich des Herrn Niemand bemächtigt, genannt zu werden. Tausende umlagern die Redaktion, heben die Hände empor zum Mirakel des lokalen Teils und rufen: Ich auch! Ich auch!

Und es ist reinster Idealismus, der diesem Streben entgegenkommt. Man könnte argwöhnen, die Geologen der 'Neuen Freien Presse' seien Inseratenagenten und jede Null habe sich erst einen Fünfer zulegen müssen, um verewigt zu werden. Ist doch nachträglich eine solche Deutung der Kondolen-

zen zum Tode des Mitherausgebers in Umlauf gekommen. Nicht daß es wahr ist, aber daß man es dem überlebenden Führer der 'Neuen Freien Presse' zu-
traut, macht die Version bemerkenswert. Diesmal glaube ich, daß bloß die
Firmatafeln, die durch das Erdbeben ins Schwanken kamen, inseriert werden
mußten, daß aber ein reines Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit die Nen-
nung aller Privatpersonen bewirkt hat, auf die das Erdbeben einen Eindruck
machte. Daß man in den Varietés und Kabaretts vor aller Gefahr geschützt
war, während in der Privatwohnung der Toilettefrau der »Fledermaus« die
Uhr stehen blieb, ist gewiß bemerkenswert. Sonst aber wurde in durchaus
selbstloser Absicht jedes Nachtkastel, das gewackelt hat, registriert. Ob es
von der Wiener Werkstätte erzeugt, also ohnedies etwas unsicher war, oder
nicht: der Einsender legt Wert darauf, daß man in der Öffentlichkeit erfahre,
er *habe* ein Nachtkastel. Es kann auch ein Automobil sein. Denn fürwahr,
warum wäre uns sonst gemeldet worden, daß der Schofför des Herrn Viktor
Leon — der allerdings der Verfasser der »Lustigen Witwe« ist — etwas ge-
spürt hat?

Wie soll das werden! Was wird geschehen, wenn eines Tages die Stöße
so rasch aufeinanderfolgen, daß die Presse nicht mehr nachkommen kann? Es
war eine fürchterliche Probe. Indes, die Journalisten lassen sich in ihrer irdi-
schen Sicherheit nicht bange machen. Sie werden ein bißchen von den Ses-
seln gehoben, aber sonst fürchten sie nicht den Tod, hoffen auf Kondolenz-
en und denken nicht an Prügel, zu denen sich doch einmal ein paar handfeste
Kulturfreunde aufrufen könnten. Darum habe ich eine andere Methode ver-
sucht. Auch eine, deren Möglichkeit ich schon einmal angedeutet habe. Daß
die Zuschriften, die die 'Neue Freie Presse' bei irgendeinem Elementarereig-
nis aus der Leopoldstadt empfängt, von mir verfaßt sein könnten, gab ich ihr
zu bedenken. Ich habe sie ausdrücklich gewarnt. Aber der liebe Leichtsin-
n will nicht hören, sitzt gemütlich beim Erdbeben, verzeichnet einlaufende Bri-
efe und glaubt, daß das so schön glatt weiter gehen wird. Da nahm auch ich
Papier und Tinte, und schrieb den folgenden Brief an die 'Neue Freie Presse':

»Ich las gerade Ihr hochgeschätztes Blatt, als ich ein Zittern in
der Hand verspürte. Da mir diese Erscheinung von meinem lang-
jährigen Aufenthalt in Bolivia, dem bekannten Erdbebenherd, nur
zu vertraut war, eilte ich sogleich zu der Bussole, die ich seit je-
nen Tagen in meinem Hause habe. Meine Ahnung bestätigte sich,
aber in einer Weise, die von meinen Beobachtungen seismischer
Tatsachen in Bolivia durchaus abwich. Während ich nämlich sonst
ein Abschwanken der Nadel nach Westsüdwest wahrnehmen
konnte, war diesmal in unzweideutiger Weise eine Tendenz nach
Südsüdost feststellbar. Allem Anscheine nach handelt es sich hier
um ein sogenanntes tellurisches Erdbeben (im engeren Sinne),
das von den kosmischen Erdbeben (im weiteren Sinne) wesentlich
verschieden ist. Die Verschiedenheit äußert sich schon in der Va-
riabilität der Eindrucksdichtigkeit. Bei dieser Art von Erdbeben
kommt es vor, daß jemand, der im Nebenzimmer sich aufhält,
nichts von all dem merkt was sich uns unverkennbar offenbart.
Meine Kinder, die um jene Zeit noch nicht eingeschlafen waren,
hatten nicht das geringste gemerkt, während wieder meine Frau
behauptet, drei Stöße gespürt zu haben.

Hochachtungsvoll Zivilingenieur J. Berdach, Wien, II. Glockengas-
se 17.«

Ein Freund, der dabei saß und dem ich die Mitteilung, daß in Bolivia bestimmt nie ein Erdbeben stattgefunden hat, verdanke, meinte, das werde nicht erscheinen. Ich sagte: Das *wird* erscheinen! Die 'Neue Freie Presse' wird darüber erfreut sein, unter so vielen Laien endlich einen Fachmann zu Wort kommen zu lassen, der die Bussole bei der Hand hat, von einer Variabilität der Eindrucksdichtigkeit spricht und vor allem über die Einteilung in tellurische und kosmische Erdbeben Bescheid weiß. Mein Freund sagte: Aber das »Zittern der Hand« wird den Einsender verraten! Nein, sagte ich; wenn das Zittern der Hand der Redaktion auch als Begleiterscheinung eines Erdbebens verdächtig vorkommen sollte, so wird es ihr den Respekt des Lesers, der die 'Neue Freie Presse' zur Hand nimmt, bedeuten. In keinem Fall die Erbitterung des Lesers. Mein Freund sagte: Sie überschätzen die Dummheit der Leute. Ich sagte: Nein. Aber selbst wenn ich sie überschätze, die Zuschrift ist aus der Glockengasse, und darüber kommt kein Mann der 'Neuen Freien Presse' hinweg ... Und die Zuschrift erschien. »Herr Zivilingenieur J. Berdach schreibt uns aus der Glockengasse.« Am 22. Februar 1908 ... Ich hatte die 'Neue Freie Presse' ausdrücklich gewarnt. Meine Schuld ist es nicht, daß sie jetzt eine Zuschrift von mir abgedruckt hat. Aber wenn das Unglück auch geschehen ist, so kann man ihr doch nicht vorwerfen, daß sie den Brief gedankenlos zum Druck befördert hat. Sie hat ihn sogar redigiert. Sie hat aus den Stößen, die meine Frau gespürt hat, »Erschütterungen« gemacht, weil man eben in so ernster Sache jede Zweideutigkeit vermeiden muß. Sie hat die »kosmischen Erdbeben«, die ihr als eine widerspruchsvolle Bezeichnung erschienen, in »kosmische Beben« verändert. Sie schweigt mich seit zehn Jahren tot; sie ignoriert mich als Satiriker und läßt mich nur als Geologen gelten ... Aber die Freude an einem fachmännischen Gutachten sollte nicht ungetrübt bleiben. Ich selbst plante, sie ihr zu trüben. Früher schon hatte einer ihrer Beobachter die Oberleitungsdrähte der Straßenbahn beim Erdbeben schwingen gesehen, und sogleich meldete sich ein feierlicher Namensvetter, der entrüstet erklärte, die Beobachtung stamme nicht von ihm. So, gerade so wollte ich's auch machen. Ich gedachte einen andern Berdach erklären zu lassen, er danke seinem Schöpfer, daß er nicht sei wie dieser. Ich kam nicht dazu; aber wer beschreibt meine Überraschung, als ich zwei Tage später trotzdem die Verwahrung eines Berdach las? Auch den gibt's natürlich nicht. Wohl aber scheint es außer mir schon Leser zu geben, die allmählich darauf kommen was man alles mit der 'Neuen Freien Presse' machen kann. Noch sind freilich der Gläubigen mehr, deren Hand respektvoll zittert, wenn sie das Blatt ergreift.

Und es wird weiter beobachtet. Man muß nachtragen, daß ein Herr versichert, die Scherben einer zerbrochenen Vase seien »gegen Süden geflogen« und das verschüttete Wasser habe »eine Strichspur Nord-süd gezeigt«. Daß bei einer Pokerpartie die Karten nach allen Richtungen geflogen seien. Und daß ein Papagei unruhig wurde. Und daß in einer Kegelbahn ein Rollen vernehmbar war. Ich auch! Ich auch! Wer in diesem Sommer nicht geimpft wurde, darf jetzt wenigstens einen Stoß verspüren. Und wenn die Redaktionstelephone besetzt sind, teilen sie sich's untereinander mit. Die Wiener begrüßen den Weltuntergang mit einem Hallo! Hallo! »Durch das Erdbeben entstand ein Ansturm der Telephonabonnenten, die Verbindungen haben wollten, um das Elementarereignis anderen mitzuteilen.« Als der erste Ruck kam, trübte kein metaphysischer Gedanke die Reinheit ihres Vorstellungslebens. Ein Volk von Tarockspielern blickte nicht auf, als das Schicksal Ultimo ansagen wollte. Bloß das Mitteilungsbedürfnis, das schon in erdbebenfreien Tagen häuser-

hoch aufklatscht, wuchs ins Gigantische. Nur nicht hinwerden, ohne daß der andere es erfährt! Da habts mein letztes Kranl, aber in der Zeitung muß es stehen! Nein, das war doch kein tellurisches, das war ein kosmisches Erdbeben. Das war die Dummheit! Und es war eine Probe, wie sich der Wiener beim Weltuntergang, der in diesem Jahr bestimmt stattfindet, benehmen wird. Das kann schön werden! Wir werden uns wieder einmal so benehmen, daß wir uns vor dem Ausland schämen müssen. Eine Schlamperei wird herrschen, die ohne Beispiel sein dürfte. Die Flüsse werden zu spät stehen bleiben und die Erde wird sich unpünktlich öffnen. Und alle werden auf einmal dabei sein wollen. Wenn die Redaktionen nicht jetzt schon die Präsenzlisten setzen lassen, werden sie den Einlauf nicht bewältigen können. Dazu werden Ausrufe hörbar werden, die einem die Freude am Untergehen verderben könnten. Der Krach, der is zwida!, wird es etwa heißen. Und einer ruft: Da bleib i nöt, da geh i ham ... Kein Entrinnen! Ein Komet taucht auf, zieht zuerst vor der 'Neuen Freien Presse' den Schweif ein, verrichtet aber dann sein Werk. Die Sternbanerstierer gehen um. Wiener Pülcher, Wiener Würsteln, Wiener Madeln, alles liegt durcheinander. Die wachsende Kohlennot erscheint, noch einmal zieht der Dr. Koritschoner mit G'spiel und Musi vorüber. Und das Verhängnis kommt mit dem großen Reibsackl ... Alles tot. Nur der letzte Mensch, ein Lokalredakteur, ruft mit gellender Stimme in das Chaos: Man bemerkte u. a. Angelo Ei— — Weiter kam er nich!

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**